

# Illustrierte Frauen-Zeitung.

Hef<sup>t</sup> 2.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Bogen;  
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 19. Januar 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.



Augusta

## Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

**D**er in wenig zurückhaltender als vorher, bemerkte Döbbelin dazu: „Ich hoffe noch, und ich darf der Überzeugung Ausdruck geben, unsere ganze Stadt hofft mit mir, Herr Senator, daß ein Mittel gefunden werden wird, uns nicht der Fortwirfung einer unvergleichlichen Kraft verlustig geben zu lassen, auf deren verdienstvoller Thätigkeit seit Jahrzehnten die heilsame Entwicklung unseres Gemeindewesens beruht hat.“

Gundermann begab sich auf die Straße zurück, seinem Hause entgegen. Ein Gedanke war in ihm angeregt worden, mit dem sein Kopf im Gehen flüchtig spielte. Wenn es so geschehen könnte, — vielleicht als in einem Ausnahmefalle, — dann würde Alles bleiben, wie es gewesen. Er atmete einige Male rascher, die Vorstellung behaß etwas Brustbefreiendes. Aber es war nur ein Phantom der Einbildung, vor dem Blitze der Vernunft wesenlos zergehend. Mit einem Rude suchte er es von sich abzuwerfen, doch umsonst; er fühlte, wenn er mit sich allein blieb, verließ es ihn nicht, spann ihm ein Netz von Blendwerk vor den Augen fort, die ja immer diese Stunde als einmal eintretend deutlich vor sich gewahrt hatten, — unabwendbar, falls nicht der Tod ihn selbst früher aus dem Leben abberief. Von einer Straßenkreuzung kam der frische Ostwind herüber, strich fühlend um ihn; zwischen den Häusern lag es fast schwül, seine Stirn war mit einigen feuchten Tropfen bedeckt. Der Blick fiel durch die kurze Seitenstraße geradeaus auf den Hafen mit seinem leicht anrauschend bewegten Wasser hinab, und mechanisch wandte Gundermann diesem den Fuß zu.

Hier traf er die beiden Mädchen; Dode ließ, als sie ihn wahrnahm, den Arm Tina's los, ging ihm entgegen und fragte theilnahmsvoll: „Bist Du in Sorgen, Vater?“ Er sah sie liebreich an und entgegnete: „Warum? Was bringt Dich darauf? Nein, mein Kind, — wenn es Euch wohl ergeht, — das Andere muß man nehmen, wie das Leben es fügt. Sieh, da kommt Dein Vathkind, Dein Name hat ihm Glück gebracht, es unversehrt erhalten; dessen wollen wir uns freuen.“

Die „Dode“ ließ jetzt nahe zum Anlanden heran. Es war ein Klippschooner, mit scharfem Bug für rasche Fahrt gebaut; Alles an ihm, in der Gestalt, in Haltung und Bewegung bot Zierlichkeit dar, Anmut des Wesens neben der soliden Festigkeit der am Ufer liegenden „Tina“. Auf dem Hinterdeck, unweit vom Steuer stand ein noch jugendlicher, breitschulterig-hochgewachsener, blondhäutiger Mann, erkennbar der Führer des Schiffes. Auf sein Kommando fielen gleichzeitig die Segel bis auf eines am Bordermaste, und veränderten Aussehen, doch nicht minder zierlich mit dem seinem Gesicht ihres Tafelwerkes, verringerte die „Dode“ ihre Geschwindigkeit. Nun legte das Ruder sich zur Rechten herum; musterhaft geleitet, glitt das Fahrzeug ruhig unter dem Vollwert entlang, streifte dies nur beim Anlegen mit leisem Knirschen. Matrosen sprangen mit Tauen, der Steg fiel laut herüber, und Henrich zur Modden trat, respectvoll die Schirmklappe vom Kopfe ziehend, auf Gundermann zu: „Mamenschaft, Schiff und Ladung in Richtigkeit, Herr Senator!“

Dieser schüttelte dem jungen Kapitän die Hand: „Willkommen zu Haus, lieber Henrich! Ihr habt wohl arges Wetter gehabt, ich war etwas unruhig um Euch. Aber die Dode hat sich gut gehalten, scheint's.“

Zur Modden lachte: „So, was man grobe See heißt, Herr Senator. Ja, sie ist ein biechen zart dafür, einmal hab' ich wohl gedacht, es wär' mir schon lieber, mit der Tina d'rin zu sein. Ist aber zum Glück nichts passiert.“

Er drehte sich jetzt zur Begrüßung gegen die beiden jungen Mädchen, machte eine ein wenig ungelenke Verbeugung vor Dode und sprach ihre Begleiterin an: „Auch bei Ihnen Alles klare Sicht, Fräulein Tina?“ Einen Augenblick zögernd, streckte er ihr die Hand entgegen, etwas ungewiß beifügend: „Ich kann Sie wohl freilich nicht damit begrüßen, man weiß nie, wo noch etwas vom Schiffstheer dran führen kann.“

Mit niedergeichlagenen Augen suchend, sah er auf seine Hand, nach der Tina indes ohne Zaudern sah und heiter erwiderte: „Dafür gäb's Wasser; meinen Sie, ich wär' Ihnen nicht auch dankbar, daß Sie meinem Vater die Dode so gut zurückgebracht haben und hätte vor ein bischen Theer Angst? Sie wissen, ich fürchte mich nicht so leicht.“

Der Senator fiel ein: „Wenn Sie noch etwas zu besorgen haben, lieber Henrich, so thun Sie's gleich; wir erwarten Sie dann, sobald als möglich, und daß Sie den Abend bei uns bleben.“

Der Frühlingstag begann zu dämmern, Gundermann zog den Arm Dodes in den seimigen und schritt, heiter mit ihr redend, seinem Hause zu, während Tina lang-

amer allein nachfolgte. Sie büßte sich, als sie die Stadtstraße überquerte, ab und zu, um am Begrande eine kleine Ehrenpreisblüthe zu plücken, deren Farbe ihren Augen genau glich. In ihrem Antlitz lag, wie Henrich zur Modden gesagt, klare Sicht, die gegenwärtig nicht an eine mutmaßlich bevorstehende Wandlung in der amtlichen Stellung ihres Vaters dachte, oder wenigstens keine Beunruhigung mehr darüber empfand.

Die Voraussicht des Arztes bestätigte sich; der vom Schlaganfall getroffene Bürgermeister kam nicht mehr zum Bewußtsein zurück, und einem flackernd niederbrennenden Kerzenlichte gleich losch sein Leben im Gange des nächsten Tages hin. Er hinterließ keine Lücke, als das Gefolge, das ihn auf den Kirchhof geleitet, aus einander ging; wie der Grabhügel sich über ihn wölkte, bildete er, was er eigentlich bereits bei Lebzeiten gewesen, Bergangenes, von dem Gedanken der Nachbleibenden nicht mehr Berührtes. Straßen und Häuser der Stadt sahen unverändert in den Tag, dessen Helle er nicht mehr gewahrte; es war natürlich, und keinem, der daran gedacht hätte, wäre etwas Seltsames darin erschienen. Doch es kam auch Niemandem die Vorstellung, außer Dode Utgeren. Sie hatte den Verstorbenen nicht gekannt, kaum ein paar Mal gesehen, aber wie sie durch die Straße ging, überließ es sie wunderlich, daß Alles ganz in gleicher Weise geblieben, nur von seinen Augen nicht mehr gesehen. Zum ersten Male fühlte sie ein Empfinden an, so geschehe es immer, nach dem Tode jedes Menschen, werde so auch einmal noch unverändert daliegen, wenn sie gestorben sei. Vor ihren Augen überwand kurz die Dächer und Giebel in der glänzenden Sonne etwas Geisterhaftes, ließ ihr einen Schauer durch's Blut gehen. Er entsprang keiner Angst vor dem Tode, dem ja Niemand entging, den sie sich sogar sanft und schön, als einen Freund vorzustellen vermochte. Aber ihr war's, er könne auch irgendwo in anderer, erschreckender Gestalt in einem Hinterhalte lauern und plötzlich auf sie zu springen, ohne daß sie seiner einen Augenblick vorher gedacht. Das machte ihn unheimlich, das Ungewisse; sie fühlte tief in sich die hilflose Ohnmacht ihres Daseins gegen eine fremde Nebergewalt. Und die Sonne war doch so schön; den langen, kalten Winter hindurch hatte sie sich so nach dem Frühlinge, der Wärme, dem Himmelblau, Waldesgrün und Blumen geföhnt. Nun war dies Alles da, so lieblich, wie sie sich es nur gedacht, und sie konnte seiner doch im Innersten nicht voll freudig werden. Etwa eine Viertelstunde landeinwärts vom Hause befand sich eine Waldstille, die sie sich schon seit Jahren zum Lieblingsplatze, wie eine Heimath ausgewählt. Unter weit überhängendem Gezweige zog eine stillle Aue am Rande einer kleinen, blüthenbedeckten Lichtung hin. Nur Vogelgeswitscher klang aus den Baumwipfeln, Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, manchmal schnellte in dem ruhig tiefen Wasser ein Fisch auf, sonst war es lautlos einsam. Dorthin ging sie jetzt wieder, legte sich, die Hände unter dem Kopfe faltend, in's Gras, sodß die Sonne sie warm überflöß und nur ihr Geist im Schatten ruhte. Durch das lichte, noch spärliche Laubgrün der Buchenzweige sah sie zum Himmel auf, an dem weiße Glanzwolken zogen. Aus ihnen kam ihr eine Sehnsucht in die Brust, ohne Namen, doch hold und wehsvoll zugleich; vom Geist fiel etwas auf sie herunter, ein zierlicher grüner Käfer mit winzigem Köpfchen an weitvorgestrecktem Halse. Den betrachtete sie lange, sah ihn vorsichtig in das Gras neben ihr und beneidete ihn um die sorglose Freudigkeit, mit der er an dem Gehalm herauftitterte. Nun klang Geläute der Kirchthurglocke von der Stadt herüber, und Dode dachte an Tina, die glücklich aussah, daß Henrich zur Modden ungesährdet aus der stürmischen See zurückgekommen. Dann bettete sie den Kopf wieder hin, und an Stelle des vorherigen Sehnsuchts beeinigte ein banges Gefühl ihr die Brust. Es trug auch keinen rechten Namen, aber sie wußte doch, woher es stamme. Sorge, Freundschaft und Liebe umgaben sie drüber in dem Hause, das sich ihr als Heimath aufgethan, und doch war sie allein und fremd im Leben.

Das Geisterhauste, das aus den Dächern und Giebeln der Häuser geblickt, hatte nur in den Augen Dodes gelegen, die Stadt besaß in Wirklichkeit nichts davon, bot, für gewöhnlich wenigstens, eher eine ziemlich müchterne Miene gleichmäßiger, praktischer Lebensführung zur Schau. Doch gegenwärtig ging trocken Tag und Woche hindurch merklich etwas Geheimnisvolles, mindestens sich absonderlich verschwiegen Holtendes in ihr vor. Es unterlag fast allgemeiner Kenntnis und trachtete doch achsam danach, die Dessenlichkeit zu vermeiden. Das Wochenblattchen berichtete nichts darüber, aber wo zwei Bürger zusammentrafen, bildete es den ersten Gegenstand ihres Gespräches. Im Orte befand sich kein Haus, das nicht davon wußte und redete, außer dem Detmar Gundermann's. Nur wo er oder seine Angehörigen erschienen, verstummte allemal, wie auf ein Uebereinkommen der ganzen Stadtbevölkerung, die Unterhaltung über das sonst beinahe zum ausschließlichen Tages-Interesse Ge-

wordene und ließ keine Ahnung von der regelmässigen Beschäftigung mit dem letzteren aufkommen. Am Fremdendsten aber war jedenfalls, daß auch die Verordneten der Bürgerschaft mehrfach heimliche Sitzungen abhielten und über das allgemein die Gedanken Erfüllende verhandelten, ohne daß der Herr Senator, der doch bis zur Ernennung eines neuen Bürgermeisters der leitende Vorsitzende des Collegiums blieb, davon erfuhr.

Die „Dode“ ließ wieder, doch diesmal auf kleinere Küstenfahrt, aus, während die „Tina“ nach Helsingors gegangen war. Es kam gute Nachricht von ihr, als gerade Jacob Carstens sich allein bei Gundermann in der Schreibstube des letzteren befand, und der Buchhalter sagte: „Das ist — sehr erfreulich und zu wünschen, Herr Se-senator.“ Dieser warf von seinem Sitz einen Blick in das Gesicht des Sprechers und erwiderte: „Warum äußern Sie das, Carstens? Zu wünschen ist es selbstverständlich und bedarf keiner Erwähnung.“ Er hielt an, schien jedoch noch etwas hinzuzügen zu wollen; indeß eine Magd trat herein und meldete den Besuch des Herrn Valenmerz an. Jacob Carstens wandte sich, um zu gehen, drehte aber den Kopf noch einmal und sagte halblaut: „Es w-würd' mich noch mehr freuen, Herr Senator, wenn der Herr Va-lalenmerz gut an Land gericthe, als wenn die Tina mit der b-besten Fracht heimkäme.“

Gundermann sah ihm bis an die Thür nach, aus seinem Ausdruck sprach ein Gemisch mehrfacher seelischer Vorgänge in ihm. Der alte, langjährige Buchhalter war in alle Verhältnisse der Handlung eingeweiht, aber daß er auch mit dem Häuslichen, dem Zwecke der Hierarchie des eben Angemeldeten vertraut sei, überraschte den Senator, ließ ihn die scheinbar nur auf seine Zahlrechnungen verwandten Augen Carstens noch schärfinner erkennen, als er gedacht hatte. Asmus Valenmerz war Besitzer eines großen, unweit von der Stadt belegenen Gutes und sprach seit Jahren, wenn er in diese hereinkam, stets im Gundermann'schen Hause vor, da er eine nicht unerhebliche Kapital-Einlage in das Geschäft desselben gemacht. Doch bildete die Erlösung nach dem Ertrage dieser Betheiligungssumme merklich nur einen Vorwand seines Besuches; als Unverheiratheter befand er ein überreiches Einkommen und trug vollste Gleichgültigkeit über den Stand seines Gewinn-Contos in sich. Zur Gesprächseinleitung rührte er mit ein paar Worten daran, blieb dann jedoch verstummd sitzen, bis der Senator die übliche Aufforderung, zum Mittagessen zu bleiben, an ihn gerichtet, der er regelmäßig Folge leistete, um wortverlegen neben Tina seinen Platz am Tische einzunehmen. Diese wußte, wie ihr Vater, daß er um ihretwillen kam, ein unsicherer halber Blickaufschlag zu ihr hin gab es dann und wann einmal fand. Es war bezeichnend für ihn, daß offenbar die Schönheit und das Zauberische im Wesen Dodes ihn völlig unberührt ließ. Ihre Natur enthielt leiblich und geistig für ihn Fremdes und Unverständnes, während er mit Tina, wenigstens in den Grundzügen des Charakters, Manches gemeinschaftlich besaß. In der Geistesbildung dagegen stand er beträchtlich hinter ihr zurück; als Sohn eines durch fleißigen Betrieb und glückliche Umstände reich gewordenen Pächters hatte er nur eine ländliche Schule besucht, im Elternhause keine über die Wirthschaft hinausgehenden Interessen gefunden und, von früh auf straff mit zur Feldarbeit herangezogen, was von natürlichen Anlagen in ihm vorhanden sein gemocht, nicht weiter fördern konnte. Als sein Vater gestorben, war er schon in den Dreißigern, sein Alter für ein Nachholen zu hoch gewesen; doch er empfand den Mangel, das nicht Übereinstimmende zwischen seiner glänzenden äußeren Lebensstellung als Gutsherr und der Geringfügigkeit seines Bildungsstandes. Das machte ihn schüchtern-besangen und in weiblicher Gegenwart auch körperlich linkisch, wie es sonst nicht war. Er trug tiefes Verlangen, sein einsames Leben mit einer Frau zu theilen, aber um ein Mädchen aus seinerem Hause hatte er nie anzuhalten gewagt; für eine Bauern- oder Bürgerstochter aber, die auf der gleichen Stufe mit ihm selbst gestanden, fiel es ihm nicht möglich, Zuneigung zu fassen; es war etwas in ihm, das nach Besserem suchte. Und so hing sein Gemüth schon lange an Tina Gundermann; sie besaß das Einfache, Natürliche, vor dem er nicht zurücksehnte, und barg doch einen Kern tiefen Werthes und seinen Sinnes in sich. Dazu kam sie ihm immer gleichmäßig freundlich entgegen, obwohl sie den Antrieb seiner häufigen Besuche empfunden haben mußte. In ihren klaren Augen stand keine Antwort darauf zu lesen, kein stilles Einverständniß mit seinem Wunsche, aber auch keine Abweisung. Sie war stetig unverändert gegen ihn; das lag allerdings wohl in der Natur der Sache, da er ihr zu seinem von beiden einen Grund geboten, noch nie mit einem Worte eine Bedeutung auf seine Hoffnung gemacht hatte.

Bei seinem Eintreten jetzt in die Stube des Senators blickte ihm die Gutherzigkeit und die Besangenheit wie immer aus den Augen. Er war ein stattlich-robuster

Mann im Anfange der Vierziger, etwas grobknochig in den Gesichtszügen, deren wenig intelligenter Ausdruck genau dem Maße seines geistigen Besitzthums entsprach. In seiner Begrüßung erwies sich Bescheidenheit und Respect, mit denen er sich Gundermann weit unterordnete; dieser erhob sich und reichte ihm freundschaftlich die Hand. Seine Augen sprachen ein unverhohlenes Willkommen; wenn der Anlömmling den Muth besessen hätte, ihn frei anzuschauen, würde er eine Beipflichtigung und Unterstützung seines geheimen Wunsches in dem Blide gelesen haben. Die Mittagsstunde war schon nahe gerückt, und der Senator bat Valenmerz nach hergebrachtem Brauche zu Tische, an dem auch Alles in gewohnter Art verließ. Nur erschien der Gast heute Tina gegenüber noch besangener als sonst, brachte keine Anrede an sie heraus und richtete, um nicht völlig stumm zu sitzen, ab und zu ein hastig hervorgejohnes Wort an Dode, die ihn verwundert ansah, daß sie für ihn vorhanden sei. Das Ganze war drollig, doch bejaß es zugleich etwas Mitleiderweckendes, da es die knabenhafte Hülstlosigkeit des starken, im dunklen Vollbarte schon leicht ergrauenden Mannes empfinden ließ. Gundermann gab sich Mühe, ein Gespräch mit ihm zu unterhalten, das ihm Gelegenheit bot, mehrsach sein gesundes Urtheil und vom Herzen kommendes natürliches Gefühl an den Tag zu legen; zulept, als es gelungen, Valenmerz dadurch etwas die Zunge zu lösen und ihm ein wenig Vertrauen zu sich selbst einzuflößen, wandte sich der Senator mit einer Bemerkung an Dode, daß er ihr in seiner Stube etwas zeigen wolle. Beide standen, Tina und den Gast allein zurücklassend, auf, um hinüber zu gehen. Doch wie sie die Thür erreichten, kam ihnen auf dem Flure ein Geräusch von zahlreichen Fußtritten und Stimmen entgegen, das sich im nächsten Augenblieke erklärte. Die Mit-Senatoren Gundermann's, eine Anzahl von Stadtverordneten, sowie von Honoratioren des Ortes, unter denen sich selbstredend auch der Apotheker Döbbelin befand, standen draußen versammelt; ihre festtägliche schwarze Kleidung kennzeichnete sie als eine offizielle städtische Deputation. Der Bürger-Worthalter trat vor und sprach den begrifflos dreinblickenden Hausherrn an: „Wir sind von unserer Stadt abgeordnet, Herr Senator, um Ihnen die Mittheilung zu machen, daß es der einmütige Wunsch der gesamten Bürgerschaft gewesen, Sie zu unserem neuen Bürgermeister ernannt zu sehen. Aber die Regierung hat auf unser Gefuch erklärt, von der gesetzlichen Vorschrift nicht abweichen zu können, und insgedessen haben wir uns vereinigt, Ihren Herrn Sohn, den Amtsanwalt Gundermann, zur Wahl zu bringen und die Zustage seiner Bestätigung von Seiten der Regierung empfangen. Wir bitten um Verzeihung, Herr Senator, daß wir dies ordnungswidrig hinter Ihrem Rücken betrieben, aber es entsprang dem dringenden Verlangen von uns Allen, Sie, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in Wirklichkeit unserer Gemeinde und ihrem Gedächtnis als Oberhaupt fortzuerhalten, nach dessen Vorbild Ihr Herr Sohn dann dereinst, — wie wir hoffen, erst in noch ferner Zeit, — die thathähliche Amtsverwaltung selbst übernehmen und weiterführen wird.“

Der Sprecher hatte die wohlgefeierte Anrede tadellos vorgebracht, während derer Detmar Gundermann einmal plötzlich mit der Hand hinter sich an den Thürpfosten gegriffen. Es war sehr erklärlich, daß die jäh Überraschung ihm das Blut aus dem Gesicht getrieben; er stand reglos und mit unbeweglichen Augen, wie halb-tot, dreinblickend. So hörte er das Letzte, in welchem sich unverkennbar der Sinn ausdrückte, sein Sohn werde sich selbstverständlich, gleich dem gewesenen Bürgermeister, in Allem der Erkenntniß und Autorität des Vaters unterordnen, diesem nach wie vor das unum-schränkte Stadt-Regiment überlassen. Am Schlusse der Ansprache rief die gesamte Deputation laut und freudig: „Unser hochverehrter Herr Senator lebe hoch! Hoch! Hoch!“

Es dauerte noch einige Augenblide, ehe Gundermann ein erstes, vom Munde gestoßenes Wort fand: „Nein!“ Dann wiederholte er, etwas ruhigeren Tones: „Nein, meine Freunde, das darf nicht sein. Ich kann es nicht annehmen und nicht meine Zustimmung dazu geben.“

Es drängte sichtlich den Apotheker, sich ebenfalls hören zu lassen; jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, und er nahm das Wort:

„Verzeihen Herr Senator, wenn ich mir die Bemerkung einzuhalten erlaube, daß sicherlich unter den menschlichen Tugenden die Bescheidenheit und Selbstverleugnung einen hohen Rang beanspruchen darf. Aber sie nimmt diesen nur so lange ein, als es sich um die Selbsthüthslosigkeit eines ausgezeichneten Mannes in Bezug auf seinen eigenen Vortheil handelt. Wird durch dieselbe dagegen der Wunsch und die Wohlfahrt eines ganzen Gemeinwesens gefährdet, so verwandelt sich, meines bescheidenen Dafürhaltens, die persönliche Entzagung in einen Widerspruch mit der providenziellen Absicht, die auf einen Auserlesenen ihre weisheitsvollen Pläne begründet.“

Dem Senator war jetzt mit einem schnellen Rückstrom das Blut wieder in's Gesicht gefehrt, seine Augen hatten einen anderen Ausdruck angenommen, und er brachte in kurzen Zwischenpausen heraus:

„Ich danke Ihnen, — Sie haben mich vollständig überrascht, — ich muß es bedenken. Gönnen Sie mir eine Stunde Zeit, — es mußte mich verwirren. Auf dem Rathause will ich das Resultat meiner Überlegung nachher mittheilen — jetzt laschen Sie mich Ihnen für Ihre Absicht nur die Hand drücken.“

Er reichte jedem der Abgesandten die Hand, die sich noch nachmaligem Hochruf auf ihn entfernten, während er sich in seine Arbeitsstube begab und den Schlüssel der Thür hinter sich umdrehte. Dode ging in den Garten, der jetzt in beginnender Juniapracht stand; sie war glücklich über das so unverhofft Bekommene und nur im Zweifel, wie das häusliche Verhältniß zwischen ihr und Follart, den sie seit zwei Jahren kaum mehr gesehen, sich gestalten werde. Natürlich hatten auch Tina und Asmus Valenmerz durch die offene Eingimmerthür an dem Vorgange auf dem Flure theilgenommen; nun war es wieder still im Hause geworden, und sie besanden sich allein beisammen. Tina fühlte sich noch vorbehaltlos-glücklicher erregt, als Dode; ihr Gesicht sprach es aus, und ihr Mund ebenfalls: „Das ist herrlich! Nun bleibt Alles gut für den Vater, und Follart kommt hierher. Natürlich wird er, wie ehemals, bei uns wohnen, wir haben ja Platz für ihn überzeugig.“

Sie sah Valenmerz freudig bei den Worten an; er stand unschlüssig, ob er sich wieder an den Tisch zurücksehen oder fortgehen oder stehen bleiben solle. Das Letzte fiel ihm am leichtesten, da das keine Veränderung seiner Stellung erforderte; so sah er die Lehne eines Stuhles und bog diesen einige Mal auf und ab. Dann sagte er plötzlich, rothen Gesichts und stotternd:

„Ja, Sie haben viel Platz im Hause, — und werden noch mehr haben, wenn — wenn Sie einmal das Haus verlassen, Fräulein Tina. Ich weiß nicht, ob man fürchten, — hoffen, — dar, daß sie einem solchen Wunsche entgegenkommen würden —“

Es war sehr ungeschickt, oder eigentlich ganz sinnwidrig ausgedrückt, aber unverkennbar enthielt es eine zum ersten Male gewagte, schein herausgleitende Anfrage des Sprechers; seine Züge thaten kund, daß er atemverhalten auf eine Erwiderung wartete. Tina stand, kurz ungewiß schweigend; sie hatte solchen Augenblick lange kommen sehen und ihre Antwort darauf bereit. Aber so schmungsvoll abwehrend diese sein sollte, fand sie ihr gegenwärtig doch zu schroff vor. Sie war zu freudigen Sinnes, jemandem, vor Allem einem Menschen von so innerlicher Herzengüte heute weh thun zu können, und sie entgegnete freundlich: „Den Gedanken daran überlasse ich noch der Zukunft, Herr Valenmerz; einstweilen freue ich mich sehr auf das Zusammenleben mit meinem Bruder, den wir eigentlich, seitdem er Student geworden, nie mehr recht bei uns gehabt. Entschuldigen Sie mich, ich muß draußen ein Weilchen nach der Hausordnung sehen; aber ich hoffe, — Sie sind ja kaum erst gekommen, — daß Sie sich nicht dadurch vom Bleiben abhalten lassen, sondern diesen, für meinen Vater und uns Alle so frohen Abend bei uns zu bringen.“

Der Senator war bei der Erwagung in seiner Stube zu dem Entschluß gelangt, dem von der Deputation mitgetheilten Plane keine Weigerung entgegenzusetzen. Das Unerwartete hatte ihn zu plötzlich und darum halb schreckhaft betroffen; doch bei ruhigem Betrachten lag für ihn kein Grund vor, den allgemeinen Wunsch und die ihm dadurch bereitete Auszeichnung zurückzuweisen. Die Wahl bildete ein in der That höchst glücklich gefundenes Mittel, Alles beim Hergeschritten zu belassen; sie entsprach der gesetzlichen Bestimmung, und die ausgedrückte Bereitwilligkeit der Regierung zu ihrer Bestätigung gab kund, daß auch diese Werth auf die Forterhaltung des de facto bestehenden städtischen Regiments lege. So hatte Gundermann unter nochmaliger öffentlicher Aussprache seines Dankes dem im Werke Besindlichen beigeplichtet, an den jungen Amtsanwalt war eine offizielle Anfrage abgegangen, ob er die Erwählung zum Bürgermeister annehmen werde, und von diesem bezahend erwidert worden. Zwar erst nach Ablauf mehrerer Tage, in denen man ungeduldig auf das Eintreffen der Antwort gewartet, allein diese Verpätung war wohl zu begreifen, da Follart Gundermann nicht minder von dem Vorhaben der Bürgerschaft in Überraschung versetzt gewesen sein möchte, als sein Vater. Nun hatte die einstimmige Wahl stattgefunden, die Bestätigung ebenfalls, und die Ankunft des jungen Bürgermeisters stand bevor.

Nach brieflicher Abmachung bezog er, wenigstens vor der Hand, mehrere Wohnräume im väterlichen Hause, an deren sorglicher und hübscher Herrichtung Tina sich in eifriger Thätigkeit mührte. Sie war sehr glücklich;

der Sommer brachte fast unausgejezt lösliche Tage, und das Leben lag in schattenloser Heiterkeit der Gegenwart und Zukunft um sie her.

Man plante einen öffentlichen feestlichen Empfang des neuen Stadtoberhauptes, doch unvermuthet und unbemerkt traf Follart Gundermann schon am Vorabende des seitgezogenen Tages im Vaterhause ein. Er hegte keine Neigung, die Hauptverjöhnlichkeit eines feierlichen Auftrittes zu bilden, und entzog sich der ihm geltenden Kundgebung, von deren Bevorstehen er vernommen.

So hatte er eingerichtet, daß seine ungemeldete Ankunft in die Dämmerung fiel; obendrein verließ er eine Viertelstunde vor der Stadt den Wagen, um sich zu Fuß auf ihm altbelannten Feldwegen bis an die stillle Rückseite des Gundermann'schen Gartens zu begeben. Dieser stand jetzt in höchster Pracht norddeutscher Blüthenäppigleit; die Syringenzweige bogen sich schwer unter der Last derselben, Goldregen und Rothorn schmückten noch durch das Zwielicht, und der Jasmin mischte, aufbrechend, schon seine weißen Sterntrümmer ein. Die Luft war schwül von Wärme und Duft; seit langen Jahren hatte sich zum ersten Male der Horizont im Westen grau umdunkelt, eine Wollbank schob sich von dort heraus und ließ ab und zu ein dumpfes Rollen herüber tönen. Die Tageshelle nahm dadurch früher, als sonst, ab, wenigstens lag es in den dicht überlaubten Gartengängen bereits an manchen Stellen fast lichtlos.

An einer solchen kam Follart ein leise auf dem Sande knirschender Schritt entgegen, sodass er anhielt und fragte: „Wer ist da?“ Das, was er angesprochen, erregte den Eindruck, erschreckt worden zu sein, denn es blieb einige Augenblide stumm, ehe eine weibliche Stimme Antwort gab: „Ich.“ Der junge Mann strengte seine Augen an, doch er vermochte nur dunllen Unruh der Entgegnenden zu unterscheiden, und ebenso wenig hatte das kurze Wort ihm durch den Klang Anhalt dafür geboten, wen er vor sich habe. So wiederholte er: „Wer ist das?“ Nun erwiederte Dode: „Bist Du schon gekommen, Follart? Ich wußte nichts davon.“ An einem kleinen hellen Schimmer ließ sich mehr vermuten, als gewahren, daß sie ihre rechte Hand vorstreckte, doch der Angeredete schien es nicht zu bemerken und versetzte: „Du? Wunderst Du immer noch so gern allein im Dunkel herum?“ Nicht unfreundlich gesagt war's, aber empfand sich nach zweijähriger Trennung als eine kühle erste Begrüßung, noch mehr durch seine Nachfügung: „Sind mein Vater und meine Schwester im Hause?“ Vielleicht lag keine Absichtlichkeit darin, doch klang's Dode, als habe es ausgedrückt, sie werde wohl wie ein Kind des Hauses behandelt, sei es indeß nicht. Leise antwortete sie: „Ich glaube;“ dann gingen sie neben einander her, bald durch das Gebüsch blindefendem erhelltem Fenster entgegen. Der Lichtschein zeigte zum ersten Male die Gestalt Dodes, und Follart aherte, mit dem Blicke über sie hinreichend: „Du bist noch gewachsen, dächt mich, und auch Deine Stimme muß sich verändert haben, denn ich erkannte sie zuerst nicht. Ihr habt mich doch heute nicht erwartet, woher wußtest Du denn im Dunkel, wer ich sei?“ Das Mädchen erwiederte: „An Deiner Stimme, sie hat sich nicht verändert, ich kannte sie gleich.“ Der Sprecherin wollte über die Lippen schlucken: „an ihrem kühlen Tone;“ doch sie drängte es zurück und rief statt dessen laut: „Tina!“ Beide waren dem Lichte näher gelangt, das jetzt eine am offenen Fenster stehende weibliche Figur als die der Angerufenen unterscheiden ließ. Ihre Frage scholl heraus: „Was ist?“ Follart beschleunigte, nicht weiter auf seine Begleiterin Acht gebend, den Schritt, und Dode blieb allein im Garten zurück.

Die Überraschung im Hause war begreiflicher Weise eine große, zunächst bei Tina, welche der Eintretende zuerst antrof. Ihre Begrüßung that den alten, unveränderlichen Geschwister-Zusammenhalt zwischen ihnen kund; sie waren von Kindheit auf nicht an Zärtlichkeits-Erweichung gewöhnt, umarmten und küssten sich nicht, aber hielten sich, so lange sie das Nächste mit einander austauschten, eine Weile fest Hand in Hand. Das Licht ließ jetzt die große Ähnlichkeit zwischen ihnen erkennen, nur besaß das Gesicht Follarts etwas mehr in sich Zurückgezogenes, welche das Gefühl, daß er trotz seiner Jugend mit außerordentlicher Sicherheit auf innerer Charakterfestigung und unanwalbaren Grundsätzen ruhe. Wie seinem körperlichen Behabten, mochte auch seinem geistigen Wesen Geschmeidigkeit und Anmut fehlen; er besaß webet etwas von einem schönen Manne, noch, äußerlich wenigstens, von einer poetischen Natur, entsprach der Vorstellung eines voll in seiner Rechtsweisenschaft ausgehenden Juristen. Dennoch übte er seineswegs einen unsympathischen Eindruck; in dem Blicke, mit dem er in die Augen der lange nicht gejehnten Schwester grüßte, lag Freudigkeit eines verhaltenen Gemüthes, wie der gelassene Ton seiner Stimme etwas innerlich Erregtes überschleierte. Die steife Haltung seiner kräftig-hohen, schlank gebauten Gestalt mochte einer mütterlichen Mitigkeit entspringen, denn Tina besaß



Das Augusta-Hospital in Berlin.

dieselbe, wenn auch in geringerem Maße, ebenfalls. Nun sagte sie: „Wie sonderbar Du heute zu uns und in unsere Stadt heimkommst, Follart! Wer hätte daran früher denken können!“ Er nickte und antwortete kurz: „Ja, sonderbar, Tina, für mich wohl noch mehr, als für Dich.“ Und den Kopf drehend, blickte er sich an den Wänden, zwischen denen er als Knabe gespielt, um.

Der Senator wußte noch nicht von seiner Ankunft. Beide begaben sich jetzt in die Stube desselben hinüber. Er saß schreibend bei seiner Studiolampe, seine Feder zuckte mit einem abgleitenden Striche über das Papier, als er hinter sich ein „Guten Abend, lieber Vater,“ vernahm. Rasch trat Follart auf den vom Stuhle Ausgesahnen zu, ergriß die Hand desselben und drückte sie. Dann buckte er plötzlich den Kopf nieder, um sie zu küssen. Er hatte dies noch niemals sonst, auch nach langer Abwesenheit, nicht gethan; es entsprang einem instinctiven Antriebe, etwas nicht vom Munde Gesprochenes auszudrücken. Die Abendmahlzeit war im Hause schon vor einer Stunde eingenommen worden. Tina ging, schnell für den Bruder den Tisch wieder zu rästen. Vor den Fenstern flögten blaue Flammen hin und her, und ein stärkeres, knatterndes Geroll folgte; das Gewitter kam über die Stadt herauf. Vater und Sohn standen, mit einander über Nebensächliches redend; Follart suchte, davon ab, zu etwas ihm auf der Zunge Liegendem zu gelangen, doch es bot sich kein Anlaß dafür. Endlich zog er einen solchen herbei und sagte: „Wir haben noch nicht von Dem gesprochen, lieber Vater, was uns heute hier zusammenbringt. Es ist so wohl noch selten geschehen und begreiflich, wenn ich einige Tage mit meiner Entscheidung gezaudert, ob ich die Wahl annehmen sollte und der aus ihr entstehenden schwierigen Lage gewachsen sein werde. Ich weiß, daß ich meine Stellung keinem Verdienste von meiner Seite, sondern lediglich dem Deinigen um unsere Stadt verdanke, nur zum Mittel diene, ihr Deine Wirklichkeit fortzubewahren. Daraufhin bin ich gewählt; es zeichnet mir also die Richtschnur meines Verhaltens

vor. Andererseits durfte ich als Dein Sohn nicht ablehnen, da es mir vor Allem oblag, die Ausführbarkeit des allgemeinen, mit dem Deinigen zusammenfallenden Wunsches zu ermöglichen. So befindet sich mich in einer Amtsstellung, deren Rechte mir nicht zustehen, deren Pflichten ich nur zu erfüllen habe. Ein Sohn kann, selbst wenn er wollte, nicht ein Vorgesetzter seines Vaters sein; die eigentliche Leitung der städtischen Angelegenheiten wird also selbstverständlich in Deinen Händen weiter beruhen, von vornherein meiner einspruchlosen Beipflichtung gewiß, und ich werde meine Amtsführung nur auf diejenigen Pflichtübungen beschränken, für welche mich, meiner Eidesleistung gemäß, die Ver-

antwortung trifft. Dergegenüber denke ich, allem Dem nachzukommen, was man von mir erwartet, weshalb ich hierher berufen worden bin. Mich däucht, es war gut, lieber Vater, dies im ersten Beginne deutlich auszu sprechen, damit Du abgehalten wirst, Dich etwa durch Rückfragen auf mich beengt zu fühlen.“

In der That war's unfraglich eine eigenthümliche Lage, in welche der junge Bürgermeister aus seiner bisherigen Selbstständigkeit versetzt worden. Er sollte kaum etwas Anderes mehr, als einen Namen, einen willenslosen Schenken bilden, hatte diese seiner Natur durchaus widerprechende, freiwillig befugnißlose Stellung aus Liebe und Verehrung für den Vater auf sich genommen. Das trat aus seinen Worten, wenn auch nicht offen ausgedrückt, doch fühlbar zu Tage; der Senator reichte ihm nochmals die Hand und erwiederte: „Ich danke Dir, mein Sohn, für Deine klare Anerkennung und für das Opfer, das Du mir gebracht. Es soll und wird in Wirklichkeit Deines für Dich sein; wir werden stets mit einander berathen, unsere Meinungen in Übereinstimmung versetzen, und meine vielfährige Erfahrung wird Deiner Rechtskundigkeit, oder je nach den Fällen umgekehrt, zur Seite stehen. So, mein lieber Follart, denke ich, bilden wir nicht zwei Persönlichkeiten, sondern eine, die nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen kann.“

Tina kehrte mit der Nachricht zurück, die Abendmahlzeit warte auf den Bruder, und Alle begaben sich in das Esszimmer hinüber. Draußen begann jetzt der Regen herabzurauschen, man hörte sein Geräusch auf Baum und Busch; dazwischen funkelten ab und zu gelbe Blüte. Tina sagte: „Die Landleute werden nach der langen Trockenheit sehr zufrieden sein, aber es trifft sich eigen, daß Du grad' mit dem ersten Gewitter des Jahres zu uns kommst, Follart; bei nahe wärest Du hineingerathen.“ Der Senator hatte, stumm vor sich niederschauend, am Tische gesessen; nun fragte er, den Kopf hebend: „Wo ist denn Dode?“ — „Wohl oben auf ihrer Stube,“ antwortete Tina; „vorhin war sie im Garten, aber der Regen wird sie hereingebracht haben.“ Sie trat indeß an's offene Fenster und rief den Namen der Vermissten hinaus, deren Stimme wider Erwarten in der Nähe des Hauses zurückgab: „Ja, — ich bin hier.“ — „Noch immer? Du wirst ja naß!“ — „Unter der Linde ist's noch trocken.“ — „Rein, mach' schnell! Das Gewitter kommt näher, und unter einem hohen Baume ist's gefährlich.“

(Fortsetzung folgt.)



Villa Mehmer, die Wohnung der Kaiserin Augusta in Baden-Baden.

Nachdruck verboten.

## Kaiserin Augusta und die Stätten ihres Waltens.

Von Fedor von Kopp.

Mit dem Portrait der Kaiserin Augusta von B. Blodhorst und sechs Zeichnungen von Th. von Gedreher.

Die Lüttje, die ein aufer Mensch betrat,  
Iß eingeweiht, nach hundert Jahren läuft  
Sein Werk und seine That dem Ewel wider...  
Goethe.

In dem riesen Schmerze, mit welchem das Dahinscheiden der erhabenen Fürstin, welche durch neunundfünfzig Jahre die Gemahlin und treue Lebensgefährtin unseres großen Kaisers Wilhelm I. war, uns erfüllt, gewährt es uns einen süssen Trost, im Geiste noch einmal den Segensspuren ihres Lebensweges nachzugeben. Wir lenken unsere Schritte von der Gruft, die sich über der theuren Todten geschlossen hat, zurück nach den Stätten, auf denen ihr Bild uns noch in frischer Lebensfülle begegnet.

Da steigt zuerst jener sonnige Mienenhof zu Weimar vor unseren Augen auf, wo zu Anfang unseres Jahrhunderts unter dem Schutze eines hochjungen Fürstenpaars die größten Geister unserer Nation vereinigt waren, um durch ihr schöpfisches Zusammenspiel eine Hochblüthe der deutschen Dichtkunst herauszuführen. Dort, in dem heiteren Schlosse des Herzogs Karl August, steht die Wiege seines lieblichen Enkelkindes, des Erbprinzen Karl Friedrich und seiner Gemahlin Marie Paulowna Tochter, welche bestimmt ist, dereinst die Gemahlin des mächtigen deutschen Kaisers Wilhelm I. zu werden. Die Witwe Schiller's, welche damals unter dem gothischen Dache des Fürstenbaus weilte, berichtet von der holden Mädchensblüthe: „Es liegt so vornachm und verträumtig da, daß man sich gar nicht wundern würde, wenn eine Krone ihm mitgegeben wäre. Es hatte eine Hand über die Augen gelegt, als wenn es die Welt nicht sehn wollte, vielleicht den Kommen nicht; aber der war in der Geburtshunde so wunderlich und flammend, daß er ihr gewiß Glück bringt...“

Der Zauber eines durch die Poetie geweichten, glücklichen Familien- und glänzenden Hoflebens, und die Reize einer schönen, landschaftlichen Natur, in welcher so viele Plätze in Wald und Thal die Erinnerung an jene goldene Zeit lebendig erhalten, waren die ersten Jugendindrücke der Prinzessin Augusta. Sie sah in ihrem Großvater Karl August, dem hochherzigen Freunde der Dichter und Beichüter der Kunst, ein leuchtendes deutsches Fürstenbild, und Altmeister Goethe, ihr väterlicher Freund, führte sie in die Welt des Schönen und der Ideale ein.

Ein neuer Frühling blickte auf die in dieser reinen, lichtvollen Atmosphäre zu geistiger Annuth und körperlicher Schönheit sich entfaltende holde Mädchensblüthe, als im November des Jahres 1826 zwei ritterliche junge Hohenzollern-Prinzen, Wilhelm und Karl, die Söhne König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, zum Besuch am Weimarer Hof erschienen und längere Zeit dasselbe verweilten. Prinz Karl schenkte seine Herzensneigung der älteren Tochter des Erbprinzen, der um zwei Jahre älteren Prinzessin Marie, und verlobte sich am Weihnachtsfeste 1826 mit derselben. Am Mai des folgenden Jahres fand die Vermählung statt. Prinz Wilhelm fühlte sich von den hohen geistigen Vorzügen der Prinzessin Augusta wohl angezogen, aber sein Herz war damals von einer anderen Neigung erfüllt. Nachdem er diese dem Staatswohle und dem Wunsche seines königlichen Vaters hatte opfern müssen, erschien Prinz Wilhelm noch einmal in Weimar, und dieses Mal als Brautwerber. Er verlobte sich (am 16. Februar 1829) mit der



Das Augusta-Stift in Charlottenburg.

Prinzessin Augusta. Im Juni desselben Jahres folgte die Prinzessin ihrem hohen Bräutigam in die neue Heimath, und am 11. Juni 1829 wurde im königlichen Schlosse zu Berlin die Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin von Sachsen-Weimar gefeiert.

In Potsdam wurde zunächst im Neuen Palais eine Wohnung für das prinzliche Paar eingerichtet, und hier wurde denselben am 18. October 1831 ein Sohn geboren, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Nikolaus Karl erhielt, der nachmalige deutsche Kaiser Friedrich III. Am 3. Dezember 1838 folgte diesem eine Tochter, Prinzessin Luise, die gegenwärtige Frau Großherzogin von Baden.

Um diese Zeit entstand auf einem Sandhügel bei Potsdam, in der Umgebung stiller blauer Havelseen, mit seinen Thüren, Erfern und Zinnen über die Baumkronen des Parkes hinausschauend, das stattliche Schloß Babelsberg, nach den Plänen Schinkel's und des königlichen Garten-Directors Lenné erbaut. Am 18. October 1835, dem Geburtstage des Prinzen Friedrich Wilhelm, wurde das neue Schloß durch ein Familienfest eingeweiht und seitdem der Lieblingsstid des hohen Paars.

Prinzessin Augusta hatte den Unterschied zwischen dem heiteren Mienenhof ihrer Heimath und dem einfach ernsten preußischen Hof bald erkannt, und sich mit seinem weiblichen Takte hineingejuden. Hier herrschte nichts von den geistreichen Fei-

spielen, die daheim bei ihrem Großvater und Vater beliebt waren, — an diesem hohenzollernden Hofe bewußte Alles auf Ritterthum und Ritterweise und auf kriegerischem Glanze, und als Vorbild aller ritterlichen Tugenden sah die Prinzessin ihren eigenen Gemahl voranleuchten. Als Gattin des Prinzen Wilhelm, dessen ernster Sinn stets auf die Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland gerichtet blieb, vertrat die Prinzessin an seiner Seite die ideale Richtung des Lebens, stets bestrebt, der Kunst an ihrem Hof eine Freistatt offen zu halten, und sie selbst widmete manche ernste Arbeitsstunde ihrer Fortbildung in den schönen Künsten, namentlich in der Malerei und Musik. Doch noch ein anderer herzerquickender Zug zieht sich durch das Leben der hohen Frau von ihrem ersten Erscheinen am Berliner Hofe an: das ist ihre stets hilfsbereite, tröstende Liebe für die Armen und Leidenden, die Neigung zur Wohlthätigkeit, die sich in zahlreichen Werken der Liebe offenbarte. Das Leben und Wirken der edlen Frauen tritt nicht gern an die Öffentlichkeit, aber es ist nicht desto weniger fruchtbar, und es sind vielleicht ihre schönsten Werke, von denen wir nichts erfahren, als nur den stillen Segen.

Bald nach dem Eintritt der Prinzessin Augusta in Berlin, schreibt die Tochter des hämmerischen Gesandten, Fräulein von Neden, an ihre Freundin, die frühere Lehrerin der Prinzessin, Luise Seidler: „Die Prinzessin hat bereits Aller Herzen ge-



Das Augusta-Gymnasium in Charlottenburg.

wonnen und die ganze Königsfamilie ist entzückt über das neue, liebe Glied. Bei der ersten Cour, wo ich die Neuvermählten sprechen hörte, war auch ich von ihrer Lieblichkeit und ihrem interessanten Wesen bezaubert. Sie sieht eigentlich noch zu findlich aus, als daß reicher Putz ihr steiden könnte; dazu waren in der unruhigen ersten Zeit während des Besuches der Kaiserin von Russland am Berliner Hofe die Antiquen gar nicht ihrem Alter und ihren Kräften angemessen. Die Erscheinung der russischen Kaiserin ist so glänzend, daß dies junge, zarte Weib etwas dadurch im Schatten stand, wie ahnen aber schon damals Alle, wie günstig dies für die junge Prinzessin später sein würde, wenn sie nun, bei näherer Bekanntschaft, alle Erwartung übertreffen wird!"

In Babelsberg bat Prinzessin Augusta viel helle und trübe Tage verlebt. Hier sah sie ihren Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm, zum edlen, herrlichen Jüngling sich entwirken, erfüllt von der hohen Begeisterung für seinen künstlichen Beruf und für die Aufgaben seines Vaterlandes, die sie selbst in ihm geweckt und gehabt hatte. Hier verlebte sie aber auch Tage trauriger Einsamkeit, als ihr Gemahl als "Prinz von Preußen", von seinem eigenen Volke verbannt, auf Befehl seines königlichen Bruders in die Verbannung nach England gehen mußte (März bis Juni 1848).

Fremdländische Zeiten warteten der edlen Frau in Koblenz, wohin ihr Gemahl nach seiner Ernennung zum Militär-Gouverneur von Westfalen und der Rheinprovinz im März 1850 mit seiner ganzen Familie zog, um seine Wohnung in dem stattlichen Schloß am Rhein zu nehmen.

Das Koblenzer Schloß war unter dem letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzel, erbaut und mit großer Pracht ausgestattet worden. Der Kurfürst hatte das Schloß bei dem Einfall der Franzosen 1794 verlassen. Dasselbe hatte darauf unter der Franzosenherrschaft abwechselnd als Lazareth und als Magazin, nach der Bevölkerung durch Preußen, 1814, theils wieder als Lazareth, theils als Gerichtsgebäude gedient und war dann unter König Friedrich Wilhelm IV. nach den Plänen des Baurats Schlüter abermals zu einem Fürstentheile umgestaltet worden. Das mittlere Stockwerk ward jetzt dem Prinzen von Preußen als Wohnung eingerichtet.

Während der Prinz-Gouverneur seinen militärischen Berufsgeschäften nachging, verweilte seine Gemahlin bei den Genüssen, welche die Pflege der schönen Künste und Wissenschaften dem Frauenherzen bietet. Ihr stilles Wirken behütigte sich auch hier in Werken der Liebe und Barmherzigkeit, welche später in der ganzen Monarchie Anregung und Vorbild gaben.

Der Kunst und Schönheitssinn der hohen Frau befundete sich gleichzeitig in einer Schöpfung, welche nicht allein Koblenz, sondern dem ganzen Rheinlande zur Freude gereicht. Bis zur Ankunft des Kronprinzenpaars hatte die von der Natur so überaus begünstigte Stadt keine Promenade in unmittelbarer Nähe zur Erholung der Einwohner von des Tages Lust und Arbeit. Selbst der Schloßgarten beschränkte sich auf den schmalen Raum zwischen der dem Rhein zugewandten Schloßfassade und der steil zum Flusse abschließenden Terrasse. Eine schmale Pforte führte aus dem Schloßgarten nach dem Rheinufer hinab, an dem ein schmaler, mit Weiden bewachsender Leinpfad, auf dem kaum zwei Menschen nebeneinander gehen konnten, sich am Strom entlang aufwärts zog. Nur mit Mühe ward es möglich, für die Prinzessin Luise einen Platz in unmittelbarer Nähe des Schlosses zu ermitteln, wo sie sich mit ihren Spielgenossinnen frei in Luft und Licht unmöglich machen konnte. Die Errichtung dieses Platzen gab die erste Anregung zu einem Plane, welchen die Prinzessin von Preußen mit dem genialen Gartenkünstler Peter Joseph Lenné, einem geborenen Rheinländer, besprach und alsbald in's Leben treten ließ. Bei der Anlage der linksrheinischen Bahn war dem Flusse durch Ausbaggerung am linken Ufer einiges Terrain abgewonnen worden. Die auf diesem Terrain liegenden Ansiedlungen wurden indessen oft durch eintretendes Hochwasser verwüstet, und es gehörten die Ausdauer und das Interesse der hohen Frau, sowie das Geschick ihres Rathgebers Lenné dazu, um die Arbeit unter Berücksichtigung der gemachten Erfahrungen stets wieder von Neuem zu beginnen, zu fördern und endlich zur Vollendung zu führen. So entstanden die reizenden Rhein-Anlagen bei Koblenz, ein überaus anmutiger Spaziergang, der sich vom Schloß her, zwischen einer Reihe freundlicher Landhäuser mit duftigen Rosengärten, am Rheinufer aufwärts zieht, mit schattigen Laubställen und dunklen Weinlaubgängen, mit Blumenbeeten, Bosketten und Springbrunnen, mit Bildwerken und Bäumen, mit Aussichts- und Ruheplätzen, beinahe eine Stunde weit bis zu dem Schwauenteiche, wo die Aussicht Stromaufwärts durch das an grünen Bergwänden hängende Schloß Stolzenfels abgeschlossen wird. Mannigfaltige Gegenstände, Bildwerke, Gruppen und Blumen-Arrangements geben den Gedanken des einarmen Spaziergängers eine freundliche Richtung. Hier weisen die in einem Rondell aufgestellten allegorischen weiblichen Gestalten, welche Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe darstellen, und an deren Füße wir in dem Rosaisplaster das Wort "Vaterland" lesen, auf die Grundlagen der Wohlfahrt des Vaterlandes im Frieden hin; dort deutet die Marmorgruppe mit dem speerwieldenden Knaben auf die Wehrhaftigkeit unseres Volkes in Waffen. In dem Pfeiler des fühlend geschwungenen Bogens der Eisenbahnbrücke, am Anfang der Anlagen, erblicken wir die kolossalen Medaillon-Bilder der beiden königlichen Brüder, der Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., und die Marmoraule am Schluß der Anlagen zeigt die Relief-Bilder der beiden fürstlichen Kinder, des Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise. Ungefähr auf der Mitte des ganzen Spazierweges liegt ein freundliches Schweizerhäuschen an einem terrassenförmig in den Rhein vor springenden Platze, auf welchem zellähnliche Lauben mit Tischen und Stühlen sich erheben. Hier pflegte die hohne Frau an den Concert-Tagen des Nachmittages mitten in der Koblenzer Gesellschaft zu verweilen und sich mit den ihr bekannten Personen bildvoll zu unterhalten. Das Interesse der Koblenzer für die hohe Familie wurde noch dadurch erhöht, daß auch die beiden Kinder hier ihre Ausbildung vollendeten.

In solcher Weise behütigte Prinzessin Augusta den Menschen, die sie lieb gewonnen, die Theilnahme an ihrem Leben und Leiden. Dieses Verhältniß blieb unverändert, auch als der Prinz von Preußen nach dem Tode seines königlichen Bruders Friedrich Wilhelm IV., für den er schon während seiner langen und schweren Krankheit die Regenschaft geführt hatte, als König Wilhelm I. den preußischen Thron bestieg, an seiner Seite seine Gemahlin Königin Augusta (2. Januar 1861). Nur während der Wintermonate pflegte die Königin Augusta ihr Hofsäger in Berlin zu nehmen. Wenn der Frühling gekommen war, dann zog es sie wieder nach ihrem geliebten Rheinlande, nach ihrer zweiten Residenz Koblenz, um hier die Sommermonate zuzubringen. Vor der Rückkehr nach Berlin

pflegte die Königin im Herbst ihre Tochter, die Frau Großherzogin von Baden, in Karlsruhe oder auf der lieblichen Mainau im Bodensee zu besuchen. Gewöhnlich feierte sie ihren Geburtstag (30. September) mit den großherzoglichen Familien zusammen in dem reizenden Baden-Baden, wo die Königin die sogenannte Mehnert'sche Villa bewohnte.

Bei der Krönung in Königsberg (October 1861) hatte König Wilhelm seiner Gemahlin das zu Koblenz in Garnison stehende 4. Garde-Grenadier-Regiment als Chef verliehen und dadurch zugleich ein neues Band zwischen der Königin und der Bevölkerung der Rheinlande gefügt. Der rheinische Adel suchte eine Ehre darin, seine Söhne bei dem Garde-Grenadier-Regiment der Königin einzutreten zu lassen, und zwischen dem Offizier-Corps des Regiments und seinem erhabenen Chef entspans sich ein Verhältniß der tiefsten Art, das eines gewissen romanischen Schimmers nicht entbehrt. Während in dem ritterlichen Geiste des Offizier-Corps die Verehrung für die hohe und edle Frau, die Gemahlin des Königs, immer tiefer Wurzeln schlug, lounzte diese gewissermaßen als die Schutzpatronin des Regiments betrachtet werden; sie lernte die Offiziere ihres Regiments persönlich kennen und nahm an ihren dienstlichen wie Privaterlebnissen den lebhaftesten Anteil. Dies sollte das Regiment dankbar empfinden, als es im Jahre 1864 nach den deutschen Nordmarken gesandt wurde, um an dem Kriege gegen Dänemark teilzunehmen. Am lebendigsten betätigte sich ihre Theilnahme durch die Fürsorge für die Verwundeten, damit diese in den Lazaretten die geeignete Pflege fanden. Sie sandte den Angehörigen der Gefallenen huldreiche Trostworte und, wo es nötig war, reiche Unterstützungen. Aber auch in weiteren Kreisen, als in demjenigen ihres Regiments, sollte sich das Walten der hohen Frau damals segensreich bewähren; denn Königin Augusta stiftete unter dem Eindruck des Kriegsstands das "Centralcomit für freiwillige Krankenpflege", welches alle Vereine für im Kriege Verwundete und Erkrankte unter einheitlicher Leitung stellte. Das Centralcomit setzte seit, daß „das gesammte Personal und Material, welches im Kriege zur Heilung und zur Pflege der Kranken und Verwundeten gebraucht wird, sowie Alles, was damit zusammenhängt, als neutral angesehen und weder zu Kriegsgefechten gemacht, noch als Beute angesehen werden sollte.“ Als gemeinnützliches Erinnerungszeichen für Alle, welche diesen Schuh genießen, wurde das rothe Kreuz im weißen Felde gewählt. So wurde durch das Walten einer edlen deutschen Frau der Gedanke, welchen die Beiten des Volkes, vor Allen die Hohenzollern, seit so langen Jahren gehabt, der Gedanke der nationalen Einigung, zuerst zur Wahrheit erhoben auf dem Gebiete der christlichen Nächstenliebe, unter dem rothen Kreuze barmherziger Samariter-Pflege. Königin Augusta erweiterte diese Einrichtung später durch die Gründung des "Vaterländischen Frauenvereins", welcher Notleidenden aller Art Hülfe spenden, daneben aber auf die bessere Erziehung der Kinder wirken und christliche Erfahrung im Volke zu fördern suchen sollte.

In den Rhein-Anlagen bei Koblenz, nicht weit von dem Schweizerhäuschen, steht die Büste des Sängers der Befreiungskriege, Max von Schenkendorff, der seit dem Jahre 1815 als preußischer Regierungsrath in Koblenz lebte. In dem Marmor-Sockel der Büste liest man die Verse von C. M. Arndt:

„Er hat vom Vaterland,  
Er hat vom wälschen Land  
Mächtig geglückt,  
Doch Ehre auferstand,  
Wo er gesunken.“

\* Wenige Schritte von dieser Stelle war es, wo König Wilhelm am 12. Juli 1870 von seiner Gemahlin Abschied nahm, um abermals in den Krieg zu ziehen für Deutschlands Unabhängigkeit und Einheit gegen französische Annahme und Überhebung. Eine große, begeisterte Volksmenge umgab den Wagen, den der König bestieg. Als er darauf abfuhr nach dem Bahnhofe, als die Königin sich in anderer Richtung nach dem Schloß entfernte, verharrete die Menge noch eine Weile in ehrerbietigem Schweigen. Königin Augusta aber entwand durch die schmale Pforte des Schloßgartens den Blicken des Volkes. Vielleicht salutierten sich daheim die Hände der königlichen Frau zum Gebete zu Gott um Heil und Sieg für ihres Volkes Waffen. Bald darauf zog sie sich zurück in den Kreis stillen, werktätigen Schaffens nach Berlin, in den Bereich des Central-Vereins des vaterländischen Frauenvereins und des Berliner Lazareth-Vereins. Die Bewohner von Koblenz aber lösen am 20. Juli das nachfolgende Abschiedsschreiben der hohen Frau in den dortigen Blättern:

„Seit zwanzig Jahren weile Ich in Eurer Mitte. Ihr habt in dieser Zeit dem Könige, Unsern Kindern und Mir durch Eure Anhänglichkeit bewiesen, welche feste Bande zwischen Uns bestehen. Für Mich ist es immer eine wahre Freude, zu Euch zurück zu fahren, weil ich den vollen Werth Unseres Rheinlandes schaue. Gern bliebe Ich gerade jetzt bei Euch, um nach Kräften zu helfen; aber andere ernste Pflichten rufen Mich ab. In der patriotischen Begeisterung des deutschen Volkes vernehmen Wir die Stimme Gottes; ein Blick auf die Drangale der Vergangenheit und auf das gelegnete halbe Jahrhundert zeigt Uns, wie gnädig Gott dieser treuen Stadt gewesen ist und bleibt wird; denn die Zuversicht auf Ihn ist die sicherste Bürgschaft für Zeit und Ewigkeit. Eure Zuversicht und Pflichttreue wird sich stets bewähren. Ihr wisst, daß Wir im Herzen zusammenbleiben, also mit Gott, auf Wiedersehen!“

Die Gebete der Königin wurden erhört, ihre Zuversicht gefördert. Der 17. Juni 1871 war der Tag des Sieges-Einzuges der deutschen Truppen in die Hauptstadt. Mit schwellem Herzen sah die Kaiserin Augusta an der Spitze des Einzuges ihren Gemahl, den deutschen Kaiser, sah die Mutter, dem kaiserlichen Gemahl zur Seite ihren Sohn, den Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen, in der Blüthe männlicher Kraft und Schönheit, den Feldmarschallstab in der Rechten zum Gruße sendend. Das war ein Augenblick der höchsten Freude. Er leuchtete vielleicht noch hinein in die Einigkeit der trauernden Witwe und Mutter auf Babelsberg, nachdem siebzehn Jahre später ihr Gemahl und ihr Sohn, ihr Stolz und ihre Hoffnung, in demselben Unglücksjahr in die Gruft gesenkt waren. Noch ein anderer Trost war der edlen hohen Frau geblieben, — dieser quoll aus den Liebeswerten, denen sie noch bis in ihre letzten Lebenstage unverändert ihre Thätigkeit widmete.

Schon vor dem Kriege von 1870/71 hatte sich das Bedürfnis eines neuen Krankenhauses in Berlin fühlbar gemacht. Der vaterländische Frauen- und der Berliner Lazarethverein waren bemüht, das nötige Baugeld aufzutreiben, die Königin Augusta trug eine erhebliche Summe (5448 Thaler) als erste Hülfe bei und erklärte sich bereit, die Protektion über

das Krankenhaus zu übernehmen. So wurde das Augusta-Hospital (an der Nordseite des Invalidenparcels) zur Aufnahme von ca. zweihundert Kranken gegründet und am 27. December 1869 feierlich eingeweiht. Diese, unter dem Drange der Zeitverhältnisse in's Leben gerufene Anstalt wurde während der Friedensjahre nach 1871 ausgebaut und erweitert. Die Verwaltung des Hospitals entwarf und unterbreitete der Kaiserin einen Plan zur Gründung eines mit der Anstalt verbundenen "Asyls für Krankenpflegerinnen". Die Kaiserin genehmigte diesen Plan (14. März 1872), und so wurde am 29. Mai 1873 in der Scharnhorststraße, in der Nähe des Augusta-Hospitals, auch dieses Asyl eröffnet, welches eine Mutteranstalt für Krankenpflegerinnen wurde. Die Kaiserin besuchte sehr häufig das Augusta-Hospital; sie ging in die Zellen der Kranken, begnügte ihnen ihre Theilnahme und sorgte für ihre Bedürfnisse. Sie ließ das Krankenhaus mit freundlichen Gartenanlagen umgeben, damit der Genehme, der neue Lebenshoffnung schöpft, sich an dem Leben in der Natur, an dem Anblide des frischen Grüns und der Blumen erfreue und late. Den Eintretenden begrüßt am Eingange die bezeichnende Inschrift „Salve“ (Sei gegrüßt und gejund). Die Krankenzimmer sind lustig und hell, und freundlich ausgestattet. So oft es ihr möglich war, wohnte die Kaiserin dem sonntäglichen Gottesdienste bei und ließ eine Kapelle neben dem Hospital erbauen.

Die Krankenpflegerinnen sind adelige Fräuleins, welche, nachdem sie eine Probezeit bestanden haben, von der Kaiserin feierlich in ihrem erwählten Berufe bestätigt werden.

Aus der eigenen Idee der Kaiserin ging eine andere Anstalt, das 1872 begründete Kaiser-Augusta-Stift in Charlottenburg, hervor, welches den Zweck verfolgt, jungen Mädchen aus der Gesellschaft, insbesondere den Töchtern guter Leute, eine angemessene Erziehung zu geben. Das sehr einfache, einstöckige Haus, welches die Kaiserin zu diesem Zwecke errichten ließ, liegt an der Kaiser-Augusta-Allee; es ist durch das rote Kreuz im weißen Schildfeld bezeichnet. Die Langseite zieht sich an der Fahrstraße bis zu der Stiftsapelle hin, über deren Thüre der Spruch zu lesen ist: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet.“

Die jungen Mädchen, welche hier ihre Erziehung fanden, nahmen dankbare und frohe Erinnerungen mit, nicht allein an den vorzüglichen Unterricht, den sie genossen, auch an manche schöne und weihevole Stunde, z. B. an das fröhliche, feste Weihnachtsfest, zu welchem nicht nur die Kaiserin, ihre hohe Protektorin, sondern auch ihr Gemahl, der greise Kaiser Wilhelm, der Kronprinz und dessen Gemahlin, sowie der Prinz und die Prinzessin Wilhelm, unter lebhaftem erhabenem Kaiserpaar, mitten unter ihnen erschienen und an ihren kindlichen Weihnachtsfreuden teilnahmen. Die hilfsvolle Theilnahme der Kaiserin begleitete viele der jungen Mädchen auch bei ihrem Ausritte über die Schwelle des Augusta-Stiftes hinaus und sorgte für ihr weiteres Fortkommen als Hofsämen, oder in anderen angemessenen Stellungen am Hofe.

Auch das Gymnasium zu Charlottenburg erreute sich des Interesses und der hohen Protektion der Kaiserin Augusta. Mit den meisten Lehrern dieser Anstalt schon durch deren Unterricht im Augusta-Stift bekannt, erfüllte die Kaiserin bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Gymnasiums gern die Bitte der Direction, denselben ihren Namen und ihre Protektion zu verleihen.

Es gehört zu der Aufgabe der Verfasser von Lebensbildern der Kaiserin Augusta, wie sie voraussichtlich in nächster Zeit erscheinen werden oder theilweise bereits erschienen sind, auch auf die zahlreichen anderen Wohlthätigkeits- und Bildungs-Anstalten näher einzugehen, welche theils den Namen der Kaiserin Augusta tragen, theils unter ihrem Protektorat entstanden sind und von ihrer treuen landesmütterlichen Fürsorge für das Wohl sämmlicher Landeskinder Zeugnis geben. Wir finden durch das ganze Leben und Walten der heuren heimgangenen Fürstin das Wort Basals bestätigt, daß der Geist hoher ist, als die ganze Macht und Breite des äußeren Schöpfung, aber eine einzige That barmherziger Liebe unendlich höher, als alle Thaten des Geistes, und wir blicken mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit auf das geistige Schaffen, wie auf das liebreiche Walten der Kaiserlichen Samariterin zurück.

Nachdruck verboten.

## Der erste Schnee.

Von Xanthippus.

Der erste Schnee in diesem Jahr —

Nun ist der Winter reif und gar;

Ihm jauhzen die Kinder in rothen Bäden,

Es fliegen die Bälle an Müt' und Nasen.

Am Fenster drüber sieh' den Alten,

Die wellen Hände in'n Schöß gesalzen.

Wenn's aber winteret und flokt herab,

Da rieselt's wohl weich auf ein einsam Grab.



Nachdruck verboten.

## Die Logik des Kindes.

Von Max Dessoir.

**A**ls praktische Psychologen stehen die Frauen oben an. Sie stellen mit intuitiver Sicherheit die schwierigsten seelischen Diagnosen, sie nennen Schwächen und Stärken des Herzens mit festerer Meisterschaft aus, sie verstehen es wunderbar, sich in Gefühle und Gedanken Anderer einzuleben, — kurz, sie verfügen über eine von den Männern unerreichte reale Kenntnis des Seelenlebens. Wir theoretischen Psychologen wagen uns an jöche Art Aufgaben nur selten heran; wir beschränken uns darauf, den Zusammenhang psychischer Vorgänge mit dem gesunden und kranken Körper zu untersuchen, oder auch gewisse Probleme unter den großen Gesichtspunkten der Philosophie, Ethnologie und Sociologie zu betrachten, aber wir kümmern uns nur in Ausnahmefällen um die individuellen Verschiedenheiten der Einzelnen, deren Erkenntnis gerade den Schwerpunkt aller Frauen-Psychologie abgibt. Indessen auf einem Grenzgebiete treffen sich beide Richtungen.

Was ich von der Feinfühligkeit weiblicher Wesen gegenüber den Männchen im Allgemeinen sage, gilt nämlich in unvergleichlicher Verstärkung von dem Verhältnis der Mutter zu ihrem Kinde. Wo das Auge der Anderen, ja selbst des eigenen Vaters, nichts als zwecklose Bewegungen eines kleinen zappelnden Wesens zu entdecken vermugt, da sieht der hellseherische Blick der Mutter die ganze Summe dessen, was hinter diesen Bewegungen sich verbirgt: die Gedanken, Gefühle und Wünsche ihres Kindes. Unsere Erziehung, welche bis zum sechsten Jahre gleichmäßig Knaben und Mädchen der Mutter überlässt, sorgt dann dafür, daß diese innige Vertrautheit nicht abnimmt bis zu dem Augenblick, wo das erste Stadium der inneren Entwicklung seinen Abschluß findet, und so kommt es, daß die wissenschaftliche Psychologie für die Frage nach der allmäßigen Entstehung und Entwicklung der Psyche zum großen Theile auf Berichte aus Frauenstreifen angewiesen ist. Im Hinblick auf Genauigkeit und Objectivität der Beobachtung verdienen freilich die spärlichen Untersuchungen von Gelehrten wie Preyer und Egger den Vorzug. Aber daß die gelegentlichen Berichte aus weiblichen Federnden einer strengen Kritik kaum stand halten, liegt keineswegs, wie gesagt, an Mangel an natürlichen Scharfsinne, sondern vor Allem an der Unkenntnis der wissenschaftlichen Probleme, die dabei in Betracht kommen. Damit nun das Interesse für die wichtigeren Fragen sich mehre, seien in der folgenden kurzen Skizze einige Hauptpunkte hervorgehoben.

Bei dem Kinde sind bis zum sechsten Jahre die Verständesoperationen nur Hilfsmittel der Gefühle und Triebe. Jedes Raisonnement findet seinen Ursprung in gewissen Gemüthsvorgängen, jedes Urtheil ist mit einem Wunsche verwachsen, jede Ueberzeugung knüpft sich an eine Handlung oder strebt zu ihr hin. Perez beobachtete die erste Regung selbständigen Nachdenkens bei einem Mädchen, als dieses, trotz großer Respects vor dem Vater, einen Herzenschwund ihm gegenüber zu vertheidigen suchte. „Ich verspreche Dir, zu gebrochen“, sagte das kleine Ding; „aber, Papa, bist Du ganz sicher, daß Du Dich nicht irrst?“ Hier wirkt die Lust nach der verbotenen Frucht als Triebfeder der kindlichen Logik. In anderen Fällen spielen Unlustgefühle die gleiche Rolle. Ein dreijähriges Mädchen fliegt über Zahnschmerzen; man sagt ihm, — ob mit Recht oder Unrecht, verschlägt nichts, — daß die Schmerzen daher lämen, daß es unartig gewesen sei; das Kind erwidert, die Zähne hätten ihm schon zu der Zeit weh gethan, als es noch artig gewesen sei. Es gehört sicherlich ein nicht unerheblicher Aufwand von Reflexion dazu, um einen autoritativen ausgesprochenen Schluß anzuzweifeln und einen behaupteten urästlichen Zusammenhang, namentlich den zwischen „artig“ und „Schmerz“, durch Berufung auf eine Thatsache als hinfällig zu erweisen.

Natur und Gesellschaft sind dem Kinde ein Chaos, in dem es keine Gesetzmäßigkeit gibt; es greift mit seinen Händchen nach dem Monde und stößt sich an den nahen Tisch, den es weit entfernt glaubt. Je enger der Erfahrungskreis, desto verfehlter das Urtheil. Käthchen, so berichtet Paul von Schönthal, läßt sich des Morgens im Bett von Mama erzählen, was der liebe Gott Alles erschaffen habe. „Da macht der liebe Gott zwei Lichter, ein großes, das den Tag regiert, und ein kleines, das die Nacht regiert,“ lehrt die Mama. „Ach, Käthchen,“ examiniert der zuhörende Papa, „welches ist das große Licht, das den Tag regiert?“ — Nach einem Überlegen sagt Käthchen: „Die Sonne!“ — „Nichtig, mein Kind, und das kleine Licht, welches die Nacht regiert, ist?“ — „Die Nachlampe,“ lautet Käthchens schüchtern Antwort.

Der Zusammenhang liegt auf der Hand: die Nachlampe ist dem frühzeitig zu Bett gehenden Kinde vertrauter als der Mond, es weiß nicht, daß die Nachlampe anderen Menschen fehlt, und so folgert es ganz logisch, daß dies unentbehrliche Instrument dem lieben Gott seine Entstehung verleiht.

Nun werden aber dem Kinde derartige naive Urtheile unzählige Male bestätigt, und seine Erwartungen werden häufig durch die Erfahrungen getäuscht. So mindert sich die Neugiermaßigkeit des Handelns. Und in diesem Augenblide, wo das Kind an Beeinflussbarkeit durch momentane Reize verliert und an der Bedeutung des augenblicklichen Eindrückes zu zweifeln beginnt, bekommt es einen förmlichen Heißhunger nach neuem Wissen. Zeit genug ihm seine Auskunft mehr; es quält alle Welt mit Fragen nach dem Warum der Wahrums und strebt, seinen Denks-Horizont in jeder Weise zu erweitern.

Dieser Prozeß des bewußten Einsammelns und Verwertens, immer gestützt auf die mächtigen Impulse des Gefühls- und Trieblebens, beginnt übrigens schon zu einer Zeit, wo die Sprachfähigkeit noch völlig unentwickelt ist. Seit Preyer's vierzehn Monaten zählender Käne fährt einmal am Kerzenlichte den Finger verbrannt hatte, war er nicht wieder zu bewegen, den Finger nahe an die Flamme zu bringen, führte ihn aber zuweilen nedend nach derselben hin, ohne sie zu greifen, trug auch (achtzehn Monate alt) von selbst ein Stück Holz zur Ofenküche und schob es durch den offenen Schieber hinein, dann seine Eltern hölzer anblickend. Perez beobachtete durch die vier ersten Lebensjahre hindurch ein Kind, das häufig mit einem Papiermeister zu spielen pflegte. Während es anfangs augencheinlich nicht wußte, was es von dem Dinge halten sollte, gewann es von Monat zu Monat immer mehr Einsicht, bis es zuletzt, im Alter von vier Jahren, in dem Gegenstand nichts mehr und nichts weniger als seine wirkliche Bestimmung erblickte. So erwirbt sich der Verstand des jungen Weltbürgers eine stetig wachsende Anzahl von Begriffen, die er verwerthet gemäß seinem Alter, gemäß dem Vorbiilde seiner Um-

gebung, genäß der Stärke und Klarheit der Erinnerungs-Bilder und vor Allem entsprechend der Höhe seiner Einbildungskraft.

Unter diesen Begriffen zeichnen sich drei durch besondere Schwierigkeiten aus, die sie dem in der Entwicklung befindlichen Denkvermöge bieten. Einmal die Ich-Vorstellung. Da das Kind ursprünglich kein Bewußtsein von der persönlichen Einheit besitzt und sich stets mit einem ihm fremden Namen bezeichnet fühlt, so steht es vor einem Widerstreite, dessen Lösungswort seiner Logik fremd bleibt. Die kleine Johanna von Sp., wenige Tage unter zwei Jahren alt, tanzt mit der Mutter und dem Bruder; dann sagt sie: „Zehn wir beide alleine tanzen“; die Mutter bezieht sich zu „wir beiden“, aber das Kind mehrt sie ab, faßt sein Schürchen und tanzt ganz allein. „Wer sind die beiden?“ fragt die Mutter; „ich und die Annana“ (Johanna). Das Mädchen befindet sich ersichtlich in jener Übergangs-Periode, wo sie sich noch „Annana“ und zuweilen schon, wie auch hier, „Ich“ nennt. Also wo wir sagen würden: „Ich mit mir selbst,“ da denkt das Kind: „Ich mit Johanna“. Noch später kommen ähnlich Verwechslungen unlogischer Art vor. Gretchen an ihrem sechsten Geburtstage zur Mama: „Nicht wahr, Mamchen, heute vor fünf Jahren haben wir mich bekommen?“

Der zweite Begriff, der unseren Sprößlingen viel Kopfzerbrechen verursacht, ist der — „Klapperstorch“. Kann es Wunder nehmen, daß ein höchst unglaublich erfundenes Märchen über kurz oder lang bei den kleinen Gedankenhelden Anstoß erregt? Ich wenigstens finde das Erstaunen sehr begeisternd, mit dem die dreieinhalbjährige Tochter, auf einen Riesen-Elefanten deutend, ihre Mutter fragt: „Sag' mal, hat den auch der Klapperstorch gebracht?“

Ein dritter, wirenreicher Begriff ist der des „lieben Gottes“.

Die herkömmliche Erziehung liefert dem kindlichen Fassungsgeiste keine tatsächliche Erklärung eines höchsten Wesens und fordert deshalb an allen Ecken und Enden die Logik zum Widerstreite heraus. Als Bob und Teddi bei Regenwetter vor Langeweile sich zu balgen anfangen, mahnt Onkel Harro: „Kinder, haltet doch Frieden miteinander. Was denkt der liebe Gott von Euch, wenn Ihr so unverträglich seid?“ — „Garnix denkt er,“ murrt Bob. „Meinst, er kann durch solchen dicken, schwarzen Himmel durchdringen?“ — Ich sage einige Fälle an, die gleichfalls auf einer Verkennung des reinen Gottesbegriffes beruhen und auf dieses falsche Fundament logisch richtige Folgerungen ausspielen. — „Ich sage Dir, Malchen, der liebe Gott ist überall, auch im Keller.“ — „In unserem nicht, da sind Kartoffeln drin.“ — Ein hübsches kleines Mädchen hat rothe Haare und hört von Nachbarn und Dienstleuten oftmals Bedauern darüber. Die Großmama tröstet sie: „Kind, Deine Haare hat der liebe Gott gemacht, und was er macht, ist Alles gut.“ — „Ich möchte dann aber doch lieber nichts wieder bei ihm machen lassen,“ entscheidet die Kleine. Eine Mama zieht mit den Kindern beim Herannahen des Gewitters auf dem Garten-Balcon. Blitze zünden am Himmel, und damit die Kinder vorläufig dafür eine Erklärung haben, sagt ihnen Mama, die plötzliche Helligkeit zwischen den finsternen Wolken komme daher, daß der liebe Gott plötzlich die Thür des Himmels öffne, um auf die Kinder herabzusehen. Einem solchen leuchtenden Blitze folgt plötzlich ein Windstoß von großer Heftigkeit. „Sieht Du, wie es zieht, wenn er die Thür aufmacht!“ ruft der vierjährige Paul.

Man sieht leicht: die drollige Thorheit dieser Aussprüche beruht im Grunde darauf, daß einem gewissen Subject Eigenschaften beigelegt werden, die ihm nach unserer geläuterten Auffassung nicht gebühren. Ein derartiges näheres Bestimmen eines unbestimmten Gegenstandes, die Zuweisung von Attributen, die man an demselben Gegenstande oder an ähnlichen wahrgenommen hat, diese Fähigkeit der Begriffsverbindung, sage ich, regt sich schon sehr früh beim Kinde.

Das Mißverständniß zwischen dem, was das Kind selbst erlebt hat und dem, was es nur durch Hören sagen weiß, prägt vielleicht am deutlichsten in den „Definitionen“ aus. Kinder glauben ebenso wie gewöhnliche Leute, daß sie einen Begriff dadurch ausreichend bestimmen, indem sie das ihnen auffälligste Merkmal angeben; sie beginnen deshalb gewöhnlich mit: „Wenn man ...“ So entsteht die folgende Definition von geradezu klassischer Einfachheit:

Mama: „Hans, weißt Du auch, was unanständig ist?“

Hans: „Wenn jemand dabei ist.“

Der jene andere, die einer höheren Tochter ihren Ursprung verdaunt: „Wenn die Kloßchen zerplatten, ist es Chemie, wenn sie ganz bleiben, Physik.“ — Lazarus erzählt folgendes: Ein Kind von vier Jahren tritt an den Tisch, wo Karten gespielt wird und sagt aus freien Stücken: „Spadilla“ (das Blaue A), der höchste Triumph im L'Homme. Natürlich lacht Alles, und man fragt: „Was heißt denn das?“; es antwortet: „Wenn man Karten spielt“. Zu einer ganzen Masse von bestimmten, aber verwischenen und in ihren Beziehungen völlig unverstandenen Ausschreibungen, die das Kartenspiel der Seele des Kindes dargeboten hat, ist ein oft gehörtes Wort getreten; dies wird vernommen und festgehalten und mit einer gewissen Absichtlichkeit vorgebracht, aber es drückt eine bloße (sollte man sagen ganz abstracte) Beziehung zu der Ausschreibungsmasse aus. Dasselbe Kind hat ein anderes Mal seinem Dienstmädchen, als eben aufgeschwippte Weisheit mitgetheilt, Papa habe in W einen Vortrag gehalten. Jetzt wird es gefragt: was ist denn, das „ein Vortrag“? — Und mit allen Zeichen jener offensuren Verjährtheit, welche die Kinder zeigen, wenn sie etwas wissen oder sagen, was über ihr Verstehen geht, antwortete es mit den Worten: „auf der Universität“.

Das Kind nimmt, so läßt sich das Gesagte kurz zusammenfassen, den ihm von den Erwachsenen gebotenen Allgemein-Begriff nicht als solchen in sich auf, sondern modellt ihn zu seinem Gebrauche um oder läßt ihn ganz bei Seite. Es kann unmöglich etwas verstecken oder mit Augen in seinem Gedächtniß aufbewahren, was über seinen intellectuellen Horizont hinausgeht, und so wenig Eltern das auch einzusehen scheinen, so sicher beeinträchtigt fröhzeitig eingespülte sogenannte Kenntnisse die Möglichkeit und die Lust, mit dem eigenen kleinen Geisteschafe fruchtbringend zu wirtschaften. Der geringe Stock von Erfahrungen kann freilich einen Dreijährigen nicht befähigen, „überlegt“ zu handeln, aber kein vernünftiger Mensch sollte das verlangen. Wir sollten daraus vielmehr die Lehre schöpfen, daß wir nicht genug nachstichtig gegenüber dieser frühesten Jugend sein können, die da, jedes Gegengewichts langgezogter Gewohnheiten, organisierter Erfahrungen und festen Begriffe bar, ein Spielball lebhafter Empfindungen ist. Die armen kleinen Wesen haben so viel zu thun, um sich zu uns zu erheben! Sollten wir ihnen nicht nach Möglichkeit ihre Aufgabe erleichtern?

gebung, genäß der Stärke und Klarheit der Erinnerungs-Bilder und vor Allem entsprechend der Höhe seiner Einbildungskraft.



Nachdruck verboten.

Unser Wohnzimmer. — Es ist schon so unendlich viel über das Thema gesprochen und geschrieben worden, daß es fast gewagt erscheinen mag, dieses Gebiet noch einmal zu betreten. Trotz allem aber sind es der langen Episteln immer noch nicht genug gewesen, um endlich eine Aenderung in der Einrichtung unserer Wohnzimmer herbei zu führen.

Die Frauen, deren Beruf es ist, dem Manne und der Familie das Heim so traumatisch als möglich zu gestalten, sind eben gar nicht so einsichtsvoll, als man eigentlich hoffen und glauben sollte, so bald es sich um eine Neuerung, eine zweckmäßige Aenderung im Haushalte handelt. Wenn man heutzutage einen Besuch macht, führt einen natürlich die Hausfrau mit einem einladenden Lächeln in die „gute Stube“ oder in den „Salon“, wie je nach den Verhältnissen das unbedingt nötige Paradieszimmer benannt wird. Dort sieht selbstverständlich Alles untafelhaft, mustergültig aus!

Aller Luxus, alle Bequemlichkeit, alle Kunstgegenstände sind hier zusammengedrängt, um den Eindruck des Reichthums, leider aber auch oft genug der Überladung bei dem feinfühlenden Beobachter wachzurufen. Der Salon ist eben im Hause der wenigstens bewohnten, der beste Raum! Und das ist doch so durchaus falsch! Wer soll sich denn eigentlich wohl und heimisch fühlen, der Mann, der tagsüber in meist unfröhlichen Räumen schafft und wirkt, um sich dann in den Freitunden, Abenden und Sonntags, im Kreise seiner Familie am „eigenen Herde“ zu erholen, — oder etwa die Freunde, die ihn jahrszeitlich in anderer Leute Angelegenheiten stören? Für wen hätte man die Wohnung, für sich, oder für Andere? Nun, ich denke, in allererster Linie lebt doch der Mensch für sich selbst; das wird wohl Jeder, selbst der uneigennützigste Idealist, zugeben.

Wohl ist es ein hübscher, von gastfreundlicher Gesinnung zeugender Spruch: „Den Gästen, den besten“. — Aber zu weit darf es eben auch hier nicht getrieben werden. Nicht der Salon in dem man den Freunden empfängt, darf die Hauptfuge der Frau in Anspruch nehmen, nein, vielmehr das Wohnzimmer, in dem der Mann und die Kinder täglich und ständig arbeiten und atmen, überhaupt leben und sich wohl fühlen sollen. Wie soll nun ein Wohnzimmer verschaffen sein? — Möglichst zweckentsprechend, und vor allen Dingen — gemütlich! Da dies nun aber ziemlich dehbare Begriffe sind, so muß man wohl etwas näher auf die Einzelheiten eingehen, natürlich mit dem guten, ernstlichen Vorsatz, nicht zu weitschweifig zu werden!

In allererster Linie muß also das Wohnzimmer der beste, das heißt, der gesündeste und freundlichste Raum im ganzen Hause sein. Licht und Luft, diesen beiden großen Natur-Nerzen muß der Zugang immer offen stehen! Darum fort mit den dunklen Tapeten, mit den düsteren Vorhängen, die der heutige Geschmack, die jetzige Mode mit „elegant“ zu bezeichnen pflegt.

Läßt nur die Sonne hell hereinstrahlen durch die Fenster und an den helltapzierten Wänden hinstreichen, hängt lichte Gardinen auf und stellt dahinter ein paar grüne, blühende Blumenstände oder einen frischen Wiesenstrauß, und dann lädt Euren kleinen gelben Hausfreund, den Kanarienvogel, heraus, der sich seelenvergnügt das höchste Plätzchen im Zimmer, die Gardinenstange, zum Sitze erwählen wird — und dann, dann gesteht es Euch einmal selbst, daß solch' ein Zimmer viel heller, viel freundlicher und auch viel wohltuender für Auge und Herz ist, als solch' ein finsterner, verhängter Raum, in dem man wohl vegetieren, aber nicht leben kann! Jeder Mensch, der Eine mehr, der Andere weniger, ist von äußeren Eindrücken beeinflußt; ich z. B. würde sehr bald missgestimmt werden, wenn ich verurtheilt wäre, solchen licht- und lustdicht verschlossenen Raumen als mein Wohnzimmer anzusehen. — Doch um sich wohl zu fühlen, gehört außer Licht und Lust auch noch die Einrichtung, das Möbellement, das Aufstellen und Anbringen von Gegenständen, die man gern und oft zur Hand haben will, hinzu. Und dies ist nun der eigentliche Hauptpunkt! Ein Wohnzimmer darf nämlich kein Paradieszimmer sein, in dem peinlichste Ordnung und ausgeprägter Luxus herrschen, andertheils aber auch nicht den Eindruck der Vernachlässigung, des Unwohnlichen machen. Nach beiden Richtungen hin wird gefehlt. Im Interesse aller guten Hausfrauen glaube ich, nach der ersten noch mehr, als nach der letztern hin. Wohl darf der Schönheitszum und das Gefühl für's Amüsante die Hausfrau auch im Wohnzimmer bei einigen Ausschmückungen leiten, doch muß stets dem Einen Rechnung getragen werden, daß dem heimlebenden Gatten an Bequemlichkeit mehr gelegen ist, als an einem zierlichen Spiehelschrank auf dem Sophia, das nicht verschoben werden soll, oder einem theuren, persischen Teppiche, den er nach der Hausordnung nur ohne die verbotnen „Stiefel“ betreten darf. Wo anders aber, als im Wohnzimmer soll sich der Mensch einmal frei von allem Salon-Zwang, ganz „zu Hause“ fühlen? Und wie lästig ist doch Jeder das Gefühl, als wenn man „bei sich selbst auf Besuch“ wäre, wie der Volksmund ganz treffend, wenn auch weniger schön, sagt.

Es wird gewiß Jeder schon empfunden haben, daß beim Eintritte in ein Zimmer uns oftmals ein wohltuendes Gefühl überkommt; es wohl uns, wenn man so sagen darf, ein heimatlicher Geist entgegen, während in einem anderen, vielleicht viel kostbarer eingerichteten Raum sich unwillkürlich ein Gefühl von Kälte um unser Herz legt und eine gedrückte Stimmung sich unsrer bemächtigt. Wir wissen oftmals nicht, woher das kommt, unser Auge kann nichts Unschönes, unser Schönheitszum keine Dissonanzen entdecken, und doch fehlt ein gewisses Etwas, für das wir vergeblich einen bestimmten Ausdruck suchen. Eine Erklärung hierüber läßt sich leicht finden. Das Wohnzimmer, oder überhaupt jeder bewohnte Raum, ist ein Theil von dem geistigen und seelischen Leben seines Besitzers. Sehen wir uns einmal in unserem Zimmer um! Niebertritt tritt uns das eigne „Ich“ entgegen, überall stoßen wir auf eigene Ideen, eigene Anordnungen; wir sehen einen kleinen Theil unseres Seelenlebens, unserer Interessen verkörpert vor uns — und fühlen uns heimisch! Wenn aber ein Zimmer nach fremden Grundsätzen eingerichtet ist, oft höchst steif und unbequem, weil selbstverständlichlich sich die Mode nicht um private Bedürfnisse und Eigentheiten des Einzelnen kümmert, dann fühlen wir uns unbehaglich, denn ein fremder, gleichgültiger Ton liegt über den Arrangements, und wenn sie auch noch so sehr den Gelehrten der Schönheit entsprechen. Singt wohl der Dichter von seinen Salons, von künstlerisch ausgestatteten Zimmern? Rein; aber von einfachen Landhäusern und Bauernstuben, von Mühlen und Hörfesten.

Wagen doch alle die freundlichen Leserinnen es beherzigen: Ein Wohnzimmer kann einfach, muß aber unbedingt gesund und gemütlich sein. Darum: erst das Wohnzimmer, — dann der Salon!

F. Hornig.

## Briefmappe.

Rückruf auch im Einzelnen verboten.

### fragen.

**Antirre Möbel.** — Auf welche Weise lassen sich antirre Möbel reinigen?

**Therese in Wien.**

**Jagdstiefel.** — Mein Mann geht viel auf die Jagd. Wie kann er das Brüchigwerden der Jagdstiefel vermeiden und dieselben weich erhalten?

**Frau Else B. in Anhalt.**

**Crosnes.** — Kann mir jemand Auskunft über das neue japanische Gemüse geben, das in England und Frankreich unter dem Namen Crosnes bekannt ist?

**Editha v. R. in F.**

**Kräten.** — Wie vertreibt man Kräten aus Gärten und Gewächshäusern?

**M. R. bei Ulm.**

### Antworten.

Auf die befragten Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

**Degrin (176).** — Bei uns wird sehr viel Klebstoff gebraucht, sowohl im Haushalte, wie zu gewerblichen Zwecken; bei dem hohen Preise des Gummi-Arabicus benutzen wir jetzt ausschließlich eine Degrin-Lösung, die sowohl was Haltbarkeit, wie Klebstoff betrifft, allen Ansprüchen genügt; sie streicht sich leicht, hat einen malten, gelblichen Schein, keinen unangenehmen Geruch und wird nicht brüchig. Die kleine Mühe bei der Anfertigung lohnt sich also reichlich.  $\frac{1}{2}$  Kilogramm Degrin wird mit einer Oberfläche kaltem Wassers einige Minuten tüchtig gerührt. Dann kommt die dicke Breimasse auf's Feuer, wo man sie wieder einige Minuten beständig röhrt, bis kleine Blasen auf der Oberfläche erscheinen und das Degrin ein milchiges Aussehen erhält. Vor der Flüssigkeit zum Kochen kommt, nimmt man sie vom Feuer und gießt sie in ein breites Gefäß; nach dem Erkalten sieht man ihr etwas Glycerin zu, etwa zwei Eßlöffel auf die angegebene Masse. Der Kleister löst sich, wenn er zu dick sein sollte, leicht verdünnen, doch darf man dazu nur abgekochtes und wieder erkaltes Wasser verwenden;

Das Königliche Schloß in Koblenz.

anderenfalls häuft er leicht und nimmt einen unangenehmen Geruch an.

**M. L. Danzig.**

**Schuhjohlen (207).** — Um das oft recht unangenehme Knaufen der Schuhjohlen zu verhüten, empfiehlt es sich, die Sohlen, wenn sie noch neu sind, gründlich mit Leindl einreiben und sie darauf einen Tag trocknen zu lassen. Das Knaufen verringert sich dann beim Gebrauche in der ersten halben Stunde zu verlieren.

**Abonnentin in Riga.**

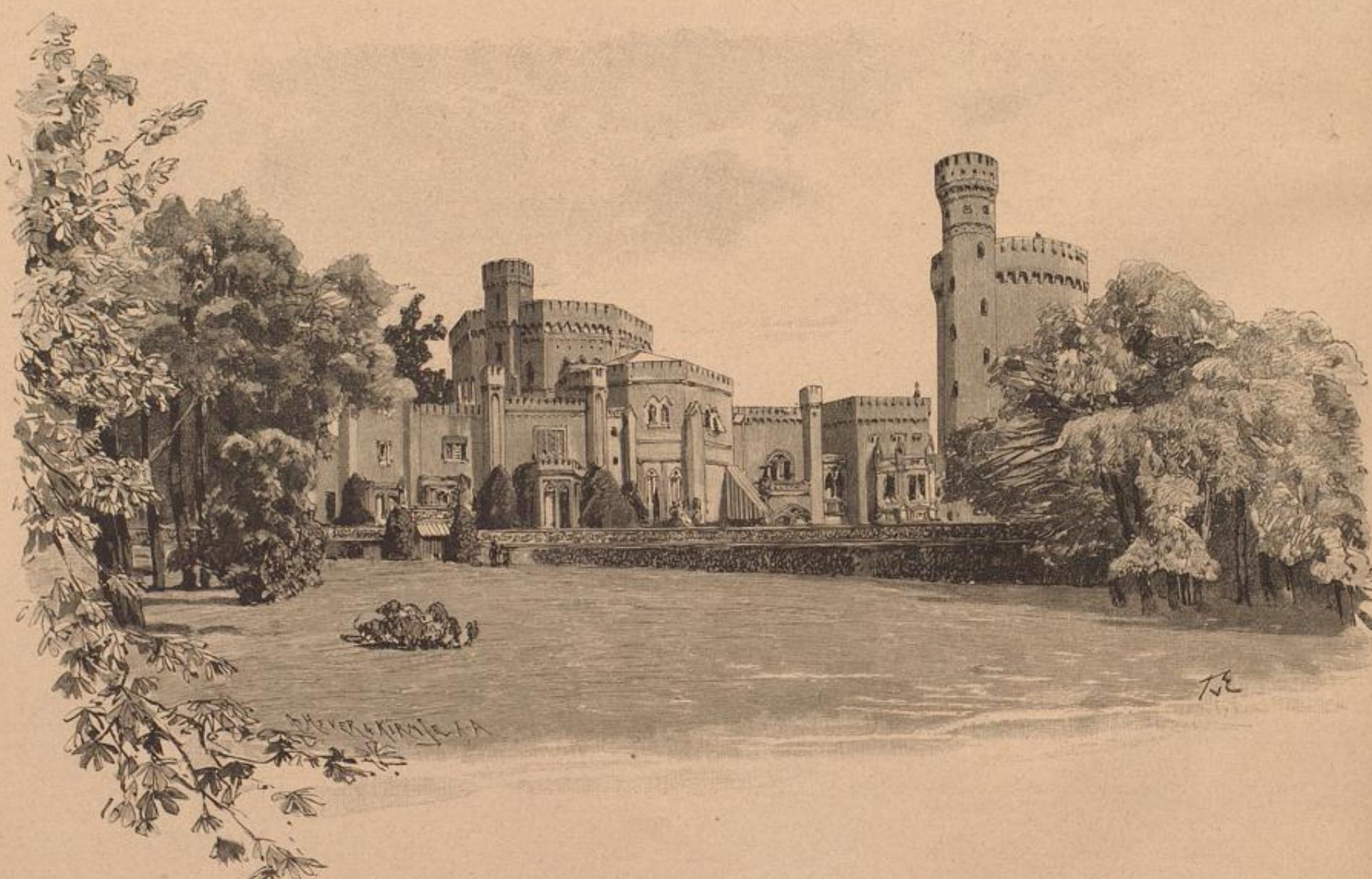
### Rathsschläge.

#### Zur Hühnerfütterung.

Maismehl wird mit heißem Wasser angerührt; man läßt es langsam einige Minuten aufkochen (aber nicht anbrennen), daß es ein dicker Brei wird. Dann zieht man denselben mit Weizenkleie ganz steif. Die Hühner bekommen den steifen Brei, der fast brodeln muß, in eine Mulde gethan, lauwarm, nicht heiß. Früh Morgens 7 Uhr. Dazu wird ihnen Mais, Weizen und Buchweizen als Körnerfutter hinzugesetzt. Um  $11\frac{1}{2}$  Uhr Morgens erhalten sie wieder den steifen Brei und auch Körnerfutter. Um 3 Uhr, im Sommer natürlich später, ehe sie zur Ruhe gehen, erhalten sie nur reichlich Körnerfutter. Zu jeder Mahlzeit lasse ich reichlich (im Winter lauwarmes) Trinkwasser geben. Ab und zu kommen zum Brei keine Kartoffeln und auch Butterreis; im Winter ist Mais besser. Im Sommer empfiehlt sich weniger Maismehl und mehr Weizenkleie, das angerührt. Sind die Hühner nicht munter oder haben sie einen sogenannten Pips, so gebe ich ihnen  $\frac{1}{2}$  Theelöffel voll Lebertran. Auch brauche ich mit gutem Erfolge die Geflügel-Tinctur von F. W. Schroeder in Frankfurt a. M. Selbstverständlich bedürfen die Hühner Kalt, und ich gebe ihnen deshalb stets die Eierschalen. Die Nestler müssen immer sorgfältig gereinigt werden.

**Amerikanischer Eierpunsch auf alte Art.** — Man rechnet je auf ein Glas: ein Ei,

gelb, einen Eßlöffel feinsten Jamaica-Rums, einen Eßlöffel dicker Jüher, wenn möglich geschlagener Sahne und einen Löffel Zucker. Nachdem das Eigelb eingedrückt, wird der Rum dazu gegeben. Beides tüchtig gequirlt, bis es sich vollständig verbunden hat, dann schüttet man den Zucker, zuletzt die Sahne zu. Um die ziemlich kostspielige Masse zu mehren, kann man mehr oder weniger von dem zu Schnee geschlagenen Eisweiz hinzufüllen. Der so bereitete Punsch zeichnet sich durch vorzülichen Geschmack aus.



Schloß Babelsberg bei Potsdam.